Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 3 (1919)
Heft: 3-4

Artikel: Eine Reisebeschreibung aus dem Hungerjahr 1770
Autor: K.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419442

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dritter Jahrgang.
Nr. 3/4.

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Küsnacht (Zürich),
März/Ostermonat 1919.

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.
Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: G. Iseli, Bern.

z Hr. Prof. Dr. G. Binz, Stadtbibliothekar, Boppstraße 4, Mainz

Lebendiges und papierenes Deutsch.

In seinem anregenden Aufsatz „Eisenbahn und Sprache" (Nr. 6/7 der „Mitteilungen") fordert der Schriftleiter auf, ihm „weitere Beispiele für drohende oder bereits eingetretene Verblödung solcher Ortsnamen" mitzuteilen. Seine Betrachtungen lösten in mir sofort Erinnerungen an meine Jugendzeit aus, die ich zum Teil in meiner Vaterstadt Basel verbrachte. „Am Baimli" steht das Gerichtsgebäude, und noch jetzt erinnert ein Ahorn an die Entstehung der Bäumleingasse, wie sie schulgerecht heißt. „Am griene Pfohl" hieß die jetzige Grünpfahlgasse. Das Schweizerische Idiotikon erwähnt V, 1092 eine Stelle aus Felix Platter: „Das Haus, das by dem schwarzen Pfol an des N. Haus stoßt" und erinnert an die „Schwarzpfolgaß" in Basel. Ob die Pfähle dazu dienten, Fuhrwerken in den engen Straßen den Durchgang zu sperren oder ob sie gerichtliche Bedeutung hatten, kann vielleicht ein Geschichtskundiger mitteilen. — Noch jetzt sagt der Basler „in der Dalbe", „in der Delsbete" statt „in der St. Albans-, in der St. Elisabethenstraße", „in der Sant Johanns" statt in der St. Johannsvorstadt. Bis zur Stunde heißt es glücklicherweise Blumenrain und Totentanz; wird in zwanzig Jahren angeschrieben sein „Blumenrainstraße" und „Totentanzplatz"?

In Bern heißen die steilen Abhänge nördlich der Aare Rabbenthal (warum mit dem ganz norddeutschen bb geschrieben?) und Altenberg, und noch jetzt sagt man: „Er wohnt im Rappetal", „am Altebärg" (ursprünglich: am alten Berg). Weil in diesem Quartier einige Verbindungsstraßen gebaut worden sind, gibt es jetzt eine Altenberg- und eine Rabbenthalstraße. Aehnlich ist es mit der Länggaßstraße gegangen, einem sprachlichen Gebilde, das wohl einzig in seiner Art dasteht.*) Früher führte nach der nordwestlichen Ebene nur eine Straße aufs Land, die dann „Länggaß" genannt wurde. Mit der Zeit entstand hier ein ganzes Stadtviertel mit einem großen Straßennetz, das sich von der ursprünglichen Linie abzweigte; der Kern des Quartiers wurde dann „Länggaßstraße" getauft. Im „Länggaßleist" war einmal davon die Rede, dem Kind einen andern Namen zu geben; aber um nicht neue Verwirrung anzurichten, blieb man beim Alten. Eine ähnliche Ueberfülle wie „Länggaßstraße" ist Moosseedorfsee. Der Moossee in der Nähe von Schönbühl gab dem Dörflein Seedorf den Namen und dieses wieder dem See, so daß dieser doppelt vertreten ist. Man sieht daraus, wie gedankenlos in solchen Dingen verfahren wird. Taubenloch hieß die von der Schüß durchströmte Schlucht bei Biel; jetzt mußte es den amtlichen Stempel „Taubenlochschlucht" erhalten, obschon Loch nichts anderes bedeutet als Schlucht.

Im Emmental sind einige Namen noch sehr lebendig. „Uf der Egg" wohnt der beliebte Volksschriftsteller Simon Gfeller, und dort herum gibt es noch verschiedene „Egge" (Bergrücken), wie „Neuegg", „Schufelbüelegg". So wird auch „Schachen" (Ufergehölz) abgewandelt: „im Truebschache", „im Rüegsauschache". Aehnlich ist es mit Schangnau (ursprünglich Schongowe = Schöngau), von dem das Volkslied singt: „Z'hingerist hinge-n-im Schangnau hinge". Bei Burgdorf ist die Brauerei Lochbach in der Nähe einer Schlucht; „im Lochbach", nicht „in Lochbach" trinken die Sonntagsbummler ihren Schoppen.

Im Simmental wird die Lenk mit dem Geschlechtswort versehen; sogar Attingers Geographisches Lexikon der Schweiz schreibt: „Lenk (an der)", und sogar die Welschen, die ihr „La Chaux-de-Fonds", „La Sagne", „Le Locle" u. a. haben, sprechen es nach: „à la Lenk", während Deutsche sagen: „in Lenk". Abgeleitet wird es von „Läng Egg", was an oben erwähnte Emmentaler Namen erinnert. Auch hier wird der Eisenbahnverkehr die ursprüngliche Form verdrängen; denn die Fahrpläne verzeichnen natürlich nur „Lenk". Der Führer des Kurortes schreibt: „Dorf und Gemeinde Lenk", „Das Bad Lenk". Eine der „Bäuerten" der Gemeinde ist Gutenbrunnen, deren Name sich vollständig dem vom Schriftleiter genannten Tiefenbrunnen zur Seite stellt, also eigentlich „zum guten Brunnen".

Möchten andere Freunde der lebendigen Sprache Beobachtungen aus Gebieten, die ihnen vertraut sind, folgen lassen und so zur Erhaltung der echten Ausdrucksweise wenigstens in der Umgangssprache beitragen! H. St.

*) Nicht ganz! In Berlin gibt es sogar eine Chausseestraße! (A. St.)

Eine Reisebeschreibung aus dem Hungerjahr 1770,

mit der Ueberschrift „Das mühsam gesuchte Brot", erzählt uns, wie zwei Weinfelder Bürger nach Bellenz auf die Kornsuche gingen. Sprachlich bietet das Büchlein Einiges von Wert.

Die Monatsnamen im Wetterbericht über die Jahre 1769 und 1770 sind unsre alten deutschen, abgesehen von

Jenner, Merz, Aprill und May. Unter den Ortsnamen finden sich ein paar deutsche, die wenig bekannt sein dürften. Für Airolo fehlt das auch heute noch nicht ganz verklungene Eriel nicht; es liegt im „Levinertal". Vier Stunden vor Bellenz kommen die Reisenden nach „Lint"; sehr wahrscheinlich ist damit Biasca gemeint, für das im Geographischen Lexikon als deutscher Name „Ablentschen" steht. Die Entfernung von Bellenz (20 km) stimmt. Auf dem Rückmarsch geht es dem Wasser Mosac entlang über Camj nach Flecken und Schloß Mondsac, womit die Moesa und die Orte Cama und Misox gemeint sind; ob hier die italienische Mundart der Gegend diese Namen braucht, weiß ich nicht. Daß „Misox" fehlt, ist jedenfalls auffällig. Dagegen wird Lostallo ohne weiteres zu Lothotal verdeutscht, wie auch Cläffen und Bellenz selbstverständlich dastehen. Insgesamt ergibt sich, daß diese schlichten Alemannen sich die fremden Namen nach alter Väter Sitte mundgerecht machten, ohne besorgen zu müssen, als Gefährder eidgenössischer Gesinnung zu erscheinen, wie dies 150 Jahre später wohl der Fall gewesen wäre.

Fügen wir noch bei, daß sie ihrer Freude mehrmals Ausdruck geben, wenn sie wieder auf einen Menschen stoßen, der deutsch spricht. Von Fremdwörtern wissen sie nichts, als daß sie einmal von ausgestandenen „Fatigues" schreiben; den Fremdling schreiben sie auch in anderer Schrift.

Auf dem Gotthard kamen sie zum „Clösterlein und Waarenhauß", während heute die bewußte Gesinnung ja „Ospizio" und vermutlich „Merkantil-Depot" erfordern würde.

So unscheinbar und klein das Büchlein ist, so sind doch die Aufschlüsse über das Sprachleben der deutschen Schweiz im 18. Jahrhundert beachtenswert.

Dr. K. B.

Atti — Vater — Papa.

Als jüngst in Zürich ein Arbeiter, der bei den Unruhen im Wintermonat 1917 einen Polizisten erschossen haben sollte, vor Schwurgericht stand, erklärte seine als Zeugin aufgerufene Tochter, die im Gegensatz zu ihrer einfach gekleideten Mutter recht elegant aufgetreten sei, ihr „Papa" könne die Tat nicht getan haben. Der Berichterstatter der N. Z. Z. (und vielleicht auch andere) hielt es für nötig, das Wort Papa in Gänsefüßchen zu setzen; er wollte damit offenbar andeuten, daß sich dieses Wort nach seiner Meinung für „solche Leute" nicht recht schicke, jedenfalls fand er es auffallend. Hätte es sich nicht um eine Proletarierfamilie, sondern um Leute aus mittleren oder höhern Ständen gehandelt, so hätte er die Anführungszeichen wohl weggelassen oder den Papa ohne weiteres Vater genannt.

Wir stehen mit diesem ungemein wichtigen Wort immer noch in einer Zeit des Ueberganges, den jeder leicht beobachten kann. Da die Namen für die Eltern innerhalb der Familie ungefähr das sind, was für die Kinder die Vornamen, so zeigen sich hier auch dieselben Erscheinungen, wie sie in unserm Volksbuch (7): „Wie soll das Kind heißen?" dargestellt sind, es herrscht dasselbe Modewesen.

Vater und Mutter hießen die Eltern bei uns zu Lande ziemlich allgemein bis vor etwa 60 oder 70 Jahren, d. h. bis in die Familie die Französelei eindrang. Auf dem Lande sagt man in mittlern und untern Schichten ja immer noch so, die Berner haben auch das ungemein herzlich klingende Müetti, das übrigens auch zu jeder andern Schweizer Mundart paßt. In den gebildeteren und sonst „feineren" Familien der Städte und allmählich auch auf dem Lande, hier zuerst natürlich wieder in Pfarrers-, Doktors- und Fabrikantenfamilien, waren aber schon früh die französischen Wörter papa und mama aufgetaucht, dann immer häufiger geworden, und diese an sich von Anfang an lächerliche Sitte dringt noch gegenwärtig immer weiter in die Breite und Tiefe unseres Volkskörpers. Gottfried Keller hat schon vor gut 30 Jahren im „Martin Salander" darüber gespottet. Da läßt sich die Wäscherin Frau Weidelich Mama nennen, — sie wird das auf der Stör bei einer feinen Herrschaft aufgeschnappt haben — ihre hoffnungsvollen Söhnchen aber, die dann später solche Lumpe werden, lachen den Sohn der gesunden, tüchtigen Familie Salander aus, weil er „nur" eine Mutter habe; ihre Mama weist sie freilich milde zurecht: „Er ist nicht schuld, wenn er arme oder ungebildete Eltern hat, und Ihr könnt Gott danken, daß es Euch besser geht." Martin Salander, der das zufällig mit anhört, ist soeben nach mehrjähriger Abwesenheit aus Amerika zurückgekommen und fragt bescheiden, ob es denn hier zu Lande ein Zeichen von Armut und Verwahrlosung sei, wenn unter dem Volke die Eltern noch Vater und Mutter genannt werden, aber da kommt er schön an: „Wir sind hier nicht Volk, wir sind Leute, die alle das gleiche Recht haben, emporzukommen! Und alle sind gleich vornehm! Und für meine Kinder bin ich die Mama, damit sie sich nicht vor dem Herrenvolk zu schämen brauchen und einst aufrechten Hauptes durch die Welt gehen dürfen! Jede rechte Mutter hat die Pflicht, dafür zu sorgen, weil es Zeit ist!" Salander bemerkt dann mit Staunen, daß der Mann der Wäscherin von seinen Kindern nicht etwa Papa, sondern Vater genannt wird, und erhält von diesem die Aufklärung: „Die Gleichheit ist allerdings vorhanden und alle streben wir aufwärts. Am eifrigsten sind die Weiber dahinter her; eine nach der andern nimmt jenen Titel an, wogegen wir Mannsleute bei unserer Hantierung dergleichen nicht brauchen können. Wir würden uns selbst auslachen, wenigstens einstweilen noch, und dann, was die Hauptsache ist, so würde man uns die Steuern hinaufschrauben, wenn wir den Papatitel annähmen. So hat der Herr Pfarrer in der Schulpflege zu verstehen gegeben, wo die Sache zur Sprache kam, weil der Schulmeister einen Teil der Schüler mit Papa und Mama traktierte, wenn er von ihren Eltern zu sprechen hatte. Es waren dies natürlich solche Kinder, die schöne Geschenke brachten. Bei den Frauen, sagte der Pfarrer, habe das nicht so viel zu bedeuten, weil ihre Eitelkeit bekannt sei; wenn aber Mannsbilder sich Papa rufen ließen, so urkundeten sie hiermit, daß sie sich zu den Wohlhabenden und Fürnehmen rechnen, und da sie ohnehin zu wenig versteuern, so würde man sie bald höher einzuschätzen wissen. Es wurde dann auch sofort allen sechs Lehrern strengstens befohlen, in der Schule von gleichheitswegen das Wort Papa zu vermeiden und bei reich und arm nur Vater zu sagen."

Unter den Vorarbeiten zu diesem Roman findet sich der Satz: „Die Mutter kämpft und opfert sich und siegt. Die Mamas tun nichts oder können nichts." Das ist für unsere Zeit natürlich zu viel gesagt; er schildert in diesem Buche von 1886 eben seine Gegenwart und jüngste Vergangenheit, wo auf allen Gebieten ein Schwindelgeist herrschte, wo daher auch eitle Frauen aus untern Ständen anfingen, diese Mode nachzumachen. Heute ist sie so allgemein, daß man niemand mehr einen Vorwurf daraus machen darf, daß er Papa oder Mama sagt oder sich so nennen läßt, aber ein besonders starker Beweis bodenstän-